

## Erster Schultag: 11. 9. 2001

Alles wird besser:  
Das war seit der Nachkriegszeit  
das gültige Versprechen. Wieso wir junge  
Menschen ihm nicht mehr glauben

VON AURELIE VON BLAZEKOVIĆ

Es ist immer ein Dienstag im September, an dem in Bayern das Schuljahr beginnt, und für die Kinder der Jahrgänge 1994 und 1995 war es eben dieser, dessen Datum zur Chiffre wurde – der 11. September 2001. Es war ein sonniger Vormittag, in rund sechs Stunden würde in New York das erste Passagierflugzeug ins World Trade Center fliegen. Wir Kinder wurden aufgeregt und mit viel zu großen Ranzen und Schultüten fotografiert. Später sahen wir die Bilder der brennenden Türme im Fernsehen, und wie beunruhigt die Erwachsenen waren. Aber als Kind hat man vor vielem Angst und fühlt sich dennoch beschützt. Wenn es so ist, dann hat man großes Glück.

Dass der Tag, an dem wir mit der Einschulung unseren ersten Schritt in Richtung Erwachsenwerden gehen sollten („Jetzt beginnt der Ernst des Lebens“ steht als Widmung in einem Buch, das ich geschenkt bekam), auch der Tag sein würde, der heute als zentrale Zeitenwende gilt, könnte man nachträglich als Omen werten. Wenn man daran glaubt, dass Daten wie dem 11. September oder nun dem 24. Februar 2022, an dem der Krieg nach Europa zurückkam, an sich irgendeine Erklärungskraft innewohnt.

Ich glaube nicht daran. Die Tatsache, dass ich auf den Tag 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren wurde, hat mir nicht dabei geholfen, etwas über die Welt und meinen Platz auf dieser Welt zu verstehen. Das ist die Frage, die sich viele Menschen meines Alters jetzt stellen: Wo ist unser Platz, was ist unsere Rolle, unsere Aufgabe? Aber für Fragen bleibt wenig Raum, denn beherrscht sind viele von uns Mittzwanzigern mehr denn je von Angst.



Nun ist Krieg, nah und groß genug. Und wir sind resigniert und ratlos, aber nicht fatalistisch.

ILLUSTRATION: STEFAN DIMITROV

Angst, weil uns schon früh gezeigt wurde und es jetzt glasklar wird, dass die Dinge nicht besser werden, sondern schlechter. Dass wir es natürlich sehr viel besser haben als die Großeltern, die noch den Krieg kannten, aber dass wir es eher nicht besser haben werden als unsere Eltern. Die kannten den Kalten Krieg, den Golfkrieg und die Jugoslawienkriege, aber sie konnten rauchend, ohne Sicherheitskontrollen und ohne Klimaangst fliegen. Sie kannten Tschernobyl, aber sie konnten sich Wohnraum leisten. Sie kannten Aids, aber die Bars und Nachtclubs waren immer offen. Sie waren diejenigen, die in einer scheinbar befriedeten Nachkriegswelt groß wurden und die Dinge nur besser machen konnten. Wer sind wir – und in was für einer Welt leben wir heute?

Ukrainer und Russen, die jünger sind als wir, sterben in diesen Tagen als Soldaten, nicht weit entfernt. Wir deutschen Kinder von 9/11 wurden teilweise schon gar nicht mehr gemustert. Wir profitierten von der Abschaffung der Wehrpflicht, die uns, als sie 2011 ausgesetzt wurde, wie ein Relikt aus Vorvorzeiten vorkam. Wen von uns hätte man sich bitte mit einer Waffe vorstellen können?

Die Welt, in die wir hineinwuchsen, war keine ohne Waffen. In der Schule wurde uns aber der Eindruck vermittelt, dass diese schlimmen Dinge in der Vergangenheit passiert waren, dass schon lange alles immer besser würde. Vom dunklen Mittelalter bis in unser friedliches Aufwachen in den Zweitausendern: eine Entwicklungslinie, die zwar manchmal auch nach unten ausschlug, aber doch eine klare Richtung kannte – aufwärts.

Im November 2015 war ich gerade in meinem Erasmus-Semester in Dublin. Erasmus, eine dieser Institutionen, die uns Mittzwanziger mit der Idee beruhigte, dass Grenzen heute nur noch dazu da sind, um friedvoll überwunden zu werden. Wir knutschten also mit Spaniern und Nieder-

länderinnen und besuchten im nächsten Sommer die neuen Freunde in Warschau. Mobil waren wir und nutzten es aus. Im Studentenwohnheim sah ich dann auf dem Laptop die Bilder des Terroranschlags in Paris, wo Menschen im Konzertsaal Bataclan erschossen wurden. Ein Terroranschlag in Paris, ich konnte das gar nicht glauben. Weil auch ich ein junger Mensch war, der in europäischen Städten Konzerte besuchte? Bestimmt, aber da war auch ein anderes Gefühl: Für mich fühlte es sich zum ersten Mal klar nach einem Schritt zurück an, nach einem ernsthaften Kratzen an meinem Grundoptimismus.

Erst Corona, jetzt Krieg:  
Einige von uns fühlen sich mit  
Mitte zwanzig schon steinalt

Wir glaubten, dass Ideen wie Frieden, Freiheit und Demokratie sich von allein durchsetzen würden, einfach, weil sie so gute Ideen sind und wir die Irrwege der Geschichte hinter uns gelassen haben. Als mein Jahrgang 2013 ohne auch nur eine ernsthafte Sorge über die Weltlage Abitur machte – obwohl es einen entsetzlichen Krieg in Syrien gab und nur ein Jahr später Putin die Krim annektieren sollte –, schien es für alles eine Lösung zu geben, und wenn nicht, dann wurde bereits unter Hochdruck an ihr gearbeitet. Wie zum Beweis sprachen unsere Eltern und Großeltern von den vielen Dingen, die sich im Lauf ihres Lebens bereits verbessert hatten: Zahngesundheit, Grenzdurchlässigkeit, Autoreifenqualität – alles war früher schlechter und ist heute besser.

Dann kam die Pandemie – und jetzt wussten die Älteren auch nicht mehr weiter. Vielleicht hätte die Generation der Spanischen Grippe uns einen Rat geben können, aber mit den Menschen stirbt auch ihre Weisheit. Wir Mittzwanziger konnten gerade noch den Menschen der Kriegsgeneration und den Holocaustüberlebenden zuhören. Wir sahen dann aber in München, Halle und Hanau auch, wie der Rechtsextremismus noch immer Leben beendet.

Manche Lokale der Reeperbahn hatten während der Weltkriege offen. In der Pandemie mussten alle schließen. In dem Jahr, in dem ich 25 war, sollte ich keimhaft in eine Bar, keimhaft in einen Club gehen. Ist das tragisch? Nein. Das ist lächerlich im Vergleich zu anderem. Aber – wenn ich an die Summe dessen denke, was jungen Menschen in zwei kontaktreduzierten Jahren entgangen ist, die Bekanntschaften, die Freundschaften, die Partys, die Affären und der Spaß, die Leichtigkeit, der Rausch, das Hemmungslöse, all das, was man vielleicht nur in diesem Alter haben kann, macht es mich trotzdem traurig.

Und nun ist Krieg, nah und groß genug, um endzeitliche Ängste auch in uns zu befeuern. Ein Krieg, der sich an eine Pandemie anschließt. Wir stehen unter Strom, und manch einer sieht sich nun vollends in der schon langen Ahnung bestätigt, dass hier etwas überhaupt nicht stimmt und auch nie gestimmt hat. Dass EU-Erweiterung und Erasmus und billige Flüge nach London schön waren, uns aber getauscht haben. Weniges ist so destabilisierend wie das Gefühl, all die Zeit an eine Realität geglaubt zu haben, die es gar nicht gab.

Wir sagen zueinander Sachen wie: „Es ist alles so krass“ oder „es ist einfach absurd“ – ungläubig, staunend. Aber wir sprechen dann über neue Realitäten, die es nachweislich gibt und die uns vielleicht den Rest unseres Lebens begleiten werden. Vor etwas mehr als einer Woche haben in München die Clubs wieder aufgemacht, die Hälfte meiner Freunde war dabei. Die andere Hälfte fühlt sich mit Mitte zwanzig so steinalt, dass sie nicht auf die Idee gekommen ist.

Gut haben wir es trotzdem. Denn wir sind mit Hoffnung in aussichtslose Zeiten hineingewachsen. Wir gehören zur Generation, die auf den Klimawandel als Krise aufmerksam machte, die unsere Zukunft zerstören würde. Wir sind aber auch die Generation, die denkt, dass sie die Klimakrise bekämpfen kann. Wir haben die Apokalypse benannt und wollen es mit ihr aufnehmen. Wir glauben nicht an ein Leben ohne Angst, wir sind mit ihr geboren, tragen sie mit weniger Scham in uns als Ältere. Wir stehen zu ihr und versuchen, halbwegs selbstbewusst mit ihr umzugehen, in Therapien, mit Humor, was auch immer hilft. Mit Krieg haben wir dennoch keine Erfahrung.

Wir sind resigniert und ratlos, aber nicht fatalistisch. Wir glauben nur nicht mehr an die alten Lösungen. Die Logik des Kalten Kriegs war, dass Sicherheit möglich ist und dass sie durch Aufrüstung herstellbar ist. Unsere Lebenserfahrung sagt uns, dass es Sicherheit nicht gibt und dass man auch nicht angstfrei leben kann oder muss. Die Welt dreht sich ungeachtet unserer Sorgen immer weiter. Aber die Zukunft wird davon abhängen, welche Lösungen wir uns einmal überlegen. Wir sind die Generation, die schon lange weiß, dass es schlimm wird. Und trotzdem versucht, es besser zu machen.



Soldaten der Armee der Ukrainischen Volksrepublik während der Ausbildung.

FOTO: SZ PHOTO/SCHERL

## Der leere Akku in der Fremde

Viktor Schklowskis meisterhaftes Buch „Zoo“ über sein Leben im Berliner Exil Anfang der Zwanzigerjahre erscheint ausgerechnet heute neu, da wieder viele Menschen aus der Ukraine und auch Russland fliehen

Zu den meistgeteilten Bildern in den sozialen Medien gehörte in den vergangenen Wochen ein Foto des überfüllten Bahnsteigs von Charkiw, dessen Dramatik so eindringlich war, dass viele Kommentatoren extra betonen mussten, es handele sich um eine aktuelle Aufnahme. Manche Nutzer verwandelten das Bild sogar in ein Schwarz-Weiß-Foto, um die unglaubliche Wiederkehr europäischer Flüchtlingsströme, wie man sie nur aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennt, grafisch zu unterstützen. Die Popularität dieser Aufnahme macht deutlich, dass für Erfahrungen von Krieg, Flucht und Exil in Europa keine zeitgenössischen Bilder vorliegen; man muss sich auf frühere, längst historisch geglaubte Szenarien beziehen, um das Ungeheuerliche zu begreifen.

Bilder des Exils, die das Verständnis dieser Erfahrung für die nachfolgenden Generationen geprägt haben, wurden im 20. Jahrhundert vor allem auch durch die Literatur erschaffen, in der Zeit des Zweiten Weltkriegs, aber auch in den Jahren des russischen Bürgerkriegs ab 1917 und der gewaltsamen Entstehung der Sowjetunion. Ein Zufall der Verlagsplanung will es, dass ausgerechnet in diesen Tagen zum ersten Mal die Originalfassung des Buches „Zoo: Briefe nicht über Liebe, oder Die dritte Heloise“ von Viktor Schklowski in deutscher Sprache erscheint, in vorzüglicher Übersetzung von Olga Radetzka. Es ist eines der eindringlichsten literarischen

Die Briefe an Alja sind  
durchzogen von der Klage  
über die Einsamkeit

Zeugnisse über das Leben im Exil überhaupt. Schklowski (1893 – 1984), zusammen mit Roman Jakobson Begründer der formalistischen Literaturtheorie, stand Anfang 1922 als Mitglied der „Partei der Sozialrevolutionäre“ kurz vor der Verhaftung und floh von St. Petersburg über die gefrorene Ostsee zuerst nach Finnland und dann nach Berlin, wo er zwischen Sommer 1922 und Herbst 1923 lebte. Dort schrieb er sein Erinnerungsbuch „Sentimentale Reise“ über die Zeit von 1917 bis 1921 zu Ende und arbeitete dann an „Zoo“, einem Roman in Briefen zwischen dem namenlosen Ich-Erzähler und einer Frau namens Alja: „Ich habe mir eine Frau und eine Liebe ausgedacht, um ein Buch über das Nichtverstehen zu schreiben, über fremde Menschen, fremdes Terrain.“

Berlin war Anfang der Zwanzigerjahre ein Zentrum für Flüchtlinge des russischen Bürgerkriegs und des sowjetisch-ukrainischen Kriegs; von den vier Millionen Einwohnern der Stadt stammten etwa 350 000 aus dem Gebiet der neuen Sowjetunion, darunter eine Vielzahl bekannter Schriftsteller und Künstler. Es gab russische Tageszeitungen und russische Verlage. Als Viktor Schklowski in Berlin lebt, trifft er dort auf Vladimir Nabokov, Maxim Gorki, Marina Zwetajewa, Ilja Ehrenburg, Wladimir Majakowski, Boris Pasternak; Memoirenbücher wie „Erinnerung,

sprich“ von Nabokov oder „Menschen Jahre Leben“ von Ehrenburg haben dieses russische Berlin detailliert überliefert.

Schon am Ende des Buches „Sentimentale Reise“, das von der Ankunft Schklowskis in Berlin erzählt, heißt es: „Jetzt lebe ich unter Emigranten und verwandle mich langsam in einen Schatten unter Schatten“, und er schreibt von seiner Angst, „im fliegenden Sarg der Berliner Untergrundbahn“ zu sterben. Die Briefe an Alja dann sind durchzogen von der Klage über die Einsamkeit „in diesem ungläubigen, untätigen russischen Berlin“, über die Sprödeheit des preußischen Temperaments, über die Konturenlosigkeit der Jahreszeiten, über die Verirrungen deutscher Mode (die Bundfalte in Herrenhosen), über die Sehnsucht nach dem Essen in der Heimat – in Russland sei „das Schwarzbrot weißer als eine deutsche Semmel“, schreibt er in „Sentimentale Reise“.



„Die Häuser sind gleichförmig wie Koffer“: Mit Berlin wurde Viktor Schklowski nicht wirklich warm. FOTO: WIKIMEDIA COMMONS

Aufschlussreich ist, dass Schklowski Distanz zu Berlin an jene Beschreibungs-muster erinnert, die im späteren 20. Jahrhundert den Blick Westeuropas auf die sozialistischen Großmetropolen kennzeichnen. Er leidet vor allem an der Einheitlichkeit und Standardisierung der Stadt: „Die Häuser sind gleichförmig wie Koffer“; „Trambahnen gibt es viele, aber damit zu fahren hat keinen Zweck, da die Stadt überall gleich aussieht. Paläste von der Stange. Denkmäler wie ein Satz Tafelgeschirr“; das Leben in Berlin sei nichts als „öde Konfektion“. Vielleicht ist die Erfahrung des Fremden immer die Erfahrung des Ununterscheidbaren, so wie das Bild Moskaus oder Kiews für alle in der BRD groß Geworden von den fugenlosen Plattenbauten und Aufmarschplätzen geprägt war, vor denen die Fernsehreporter mit ihren Mikrofonen standen. (Und viele Jahre danach die

Überraschung beim ersten Besuch in Kiew, dass diese Großstadt in Wahrheit grüner und beschaulicher ist als fast alle anderen in Europa.)

Ein zentraler Gegenstand in „Zoo“ sind Autos, wie immer in den frühen Texten Viktor Schklowskis; in seinem Buch „Kindheit und Jugend“ erklärt er diese Obsession vierzig Jahre später damit, dass es ihm als Jude im russischen Militär verwehrt war, eine Offizierslaufbahn einzuschlagen, und er deshalb im Bürgerkrieg zu einer „Automobil-Kompagnie“ kam. In Berlin arbeitet Schklowski für eine russische Film- und

Autos werden hier vor  
allem zur Metapher für  
die Existenz im Exil

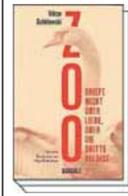
Werbeagentur und schreibt Reklametexte für Kraftfahrzeuge und Motorräder. „Von Liebe sprechen schadet mir. Sprechen wir von Autos“, heißt es einmal in „Zoo“, und dieser Satz kann beinahe als eine Losung des Buches verstanden werden; Schklowskis Briefeschreiber verfasst lange Elogien und Verweise von Automarken, vor allem das überbeuerte spanische Poser-Modell „Hispano-Suiza“ erregt seinen Unmut. Autos werden in „Zoo“ aber vor allem zur Metapher für die Existenz im Exil, und das Buch ruft dabei ein technologiegeschichtliches Faktum in Erinnerung, das heute fast vollständig vergessen ist. Schklowski schreibt über die trostlosen Fahrten in Berliner Taxis, „am traurigsten in einem Taxi mit Elektromotor. In ihm schlägt kein Herz, es ist geladen und voll schwerer Akkus, aber sobald die Platten sich entladen, bleibt es stehen.“ In den Zwanzigerjahren fuhr eine Vielzahl der Autos nicht mit Motor-, sondern mit Batterieantrieb, bei dem das aufwendige Ankurbeln entfiel. Elektroautos sind also keine zukunftsweisende Erfindung des 21. Jahrhunderts, sondern eher eine Rückkehr zu den Ursprüngen der Kraftfahrzeuggeschichte. In „Zoo“ werden sie, in einer der anrührendsten Passagen des Buches, zu Stellvertretern der russischen Identität in Berlin: „Wie ein totes Batterieauto, Geräusch- und hoffnungslos, sollst du durch die Stadt strömen. Halt die Luft an und spule ab, was dir gehört hat, und wenn du am Ende der Spule bist, stirb.“

Viktor Schklowskis Buch löst beim Leser nicht zuletzt deshalb große Faszination aus, weil es sich jeder Gattungsbestimmung entzieht; es ist, trotz des Titels, ein Briefroman über die Liebe, ein Mosaik an Beobachtungen aus der fremden Stadt, eine Sammlung von Erzählfragmenten und literaturtheoretischen Passagen. „Zoo“ lässt sich als eine Verwirklichung des poetologischen Programms lesen, das Schklowski in seinen formalistischen Aufsätzen wie „Kunst als Verfahren“ oder „Literatur ohne ‚Sujet‘“ in dem 1925 erschienenen Essayband „Theorie der Prosa“ formuliert hat – ein Roman ohne das Joch der kohärenten Handlung, das die einzelnen Wahrnehmungs- und Erzählsplitter, auf die es ankommt, notdürftig verknüpfen muss. In „Zoo“ dagegen wird einmal das Va-

riété-Theater zum Vorbild der Romangattung ernannt, eine Abfolge von Momenten, ohne inneren Zusammenhang. Praxis der Prosa. Schklowski ist Erzähler und Erzähltheoretiker zugleich, eine Synthese, die im frühen 20. Jahrhundert häufiger versucht wurde und heute fast ausgestorben ist.

Als der Berliner Guggolz Verlag das Manuskript von „Zoo“ in Druck gab, als Marcel Beyer sein Nachwort schrieb, das auch kurz Schklowskis Rolle im sowjetisch-ukrainischen Krieg von 1917 bis 1921 erwähnt, war von den Ereignissen der letzten Wochen (zumindest aus der selbstgenügsamen deutschen Perspektive) nichts zu ahnen. Nun hat dieses Buch plötzlich große Aktualität gewonnen, und die Behaglichkeit des Lesers, der „Zoo“ vielleicht auf einer Zugfahrt nach Berlin zu Ende liest und die literarische Meisterschaft dieses hundert Jahre alten Werks bewundert, weicht fast einem Gefühl von Scham, wenn er am Hauptbahnhof ankommt und unter dem Gewimmel der Reisenden die heutigen Nachfahren Viktor Schklowskis sieht, nicht auf den ersten Blick erkennbar, nur an dem Gepäck auf dem Boden, das eine Spur improvisierter und ungeordneter wirkt als das der anderen Passanten. Für ihr Schicksal gibt es noch keine Bilder und Formen.

ANDREAS BERNARD



Viktor Schklowski: Zoo. Briefe nicht über die Liebe oder Die dritte Heloise. Berlin: Guggolz Verlag, 2022, 192 Seiten, 22 Euro.

### HEUTE

#### Feuilleton

Zum 40. Todestag ehrt Paris die Schauspielerin Romy Schneider ..... 12

#### Film

Leise und zart: Mike Mills' großartiger Film „Come on, Come on“ ..... 13

#### Literatur

Der Romancier Stewart O'Nan erzählt von Glück und Niedergang der Vorstädte ..... 14

#### Wissen

Öl und Gas: Wie Europa unabhängiger von Putin werden kann ..... 15

» [www.sz.de/kultur](http://www.sz.de/kultur)